

BESTSELLER

Die meist-
verkauften Wirts-
schaftsbücher
in Deutschland

1. (1) M. Weik, M. Friedrich:
Der Crash ist die Lösung
Eichborn, Frankfurt 2014,
381 Seiten, 19,99 Euro

2. (-) Jens Berger:
Wem gehört Deutschland?
Westend, Frankfurt 2014,
256 Seiten, 17,99 Euro



Neueinstieg I:
Thema Volks-
vermögen:
Der Autor
verspricht
einen Blick
hinter die
Statistiken.

3. (2) Michael Lewis:
Flash Boys
Campus, Frankfurt 2014,
288 Seiten, 24,99 Euro

4. (6) Jürgen Roth:
Der stille Putsch
Heyne, München 2014,
320 Seiten, 19,99 Euro

5. (7) Frank Arnold:
Der beste Rat, den ich je bekam
Hanser, München 2014,
240 Seiten, 14,90 Euro

6. (-) Matthias Kolbusa:
Gegen den Schwarm
Ariston, München 2014,
272 Seiten, 19,99 Euro



Neueinstieg II:
Sei schnell,
neidisch und
naiv, rät der
Autor als
Rezept zum
Erfolg.

7. (8) Sheryl Sandberg:
**Lean In - Frauen und der Wille
zum Erfolg**
Econ, Berlin 2013,
312 Seiten, 19,99 Euro

8. (-) Michael Maier:
Die Plünderungen der Welt
FinanzBuch, München 2014,
288 Seiten, 19,99 Euro

9. (-) Daniel Kahneman:
**Schnelles Denken, langsames
Denken**
Siedler, München 2012,
624 Seiten, 26,99 Euro

10. (3) Mike Fischer:
Erfolg hat, wer Regeln bricht
Linde, Wien 2014,
208 Seiten, 19,90 Euro

Die Bestsellerliste wird monatlich für das Handelsblatt vom Informationsdienst **Campo-Data** erhoben. Die aktuelle Liste berücksichtigt den Verkauf vom 1. bis 31. Juli 2014. Ausgewertet werden die Verkaufszahlen von Buchhandlungen, von Verlagen und von Internetverkäufen.

Torsten Riecke
Berlin

Es gibt Bücher, von denen darf man sich nicht abschrecken lassen. Das neue Werk von Jeremy Rifkin gehört dazu. Der amerikanische Sozialphilosoph hat mit dem Wortmonster „Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft“ (im englischen Original: The Zero Marginal Cost Society) einen derart sperrigen Titel gewählt, dass viele das Buch erst gar nicht aufklappen werden.

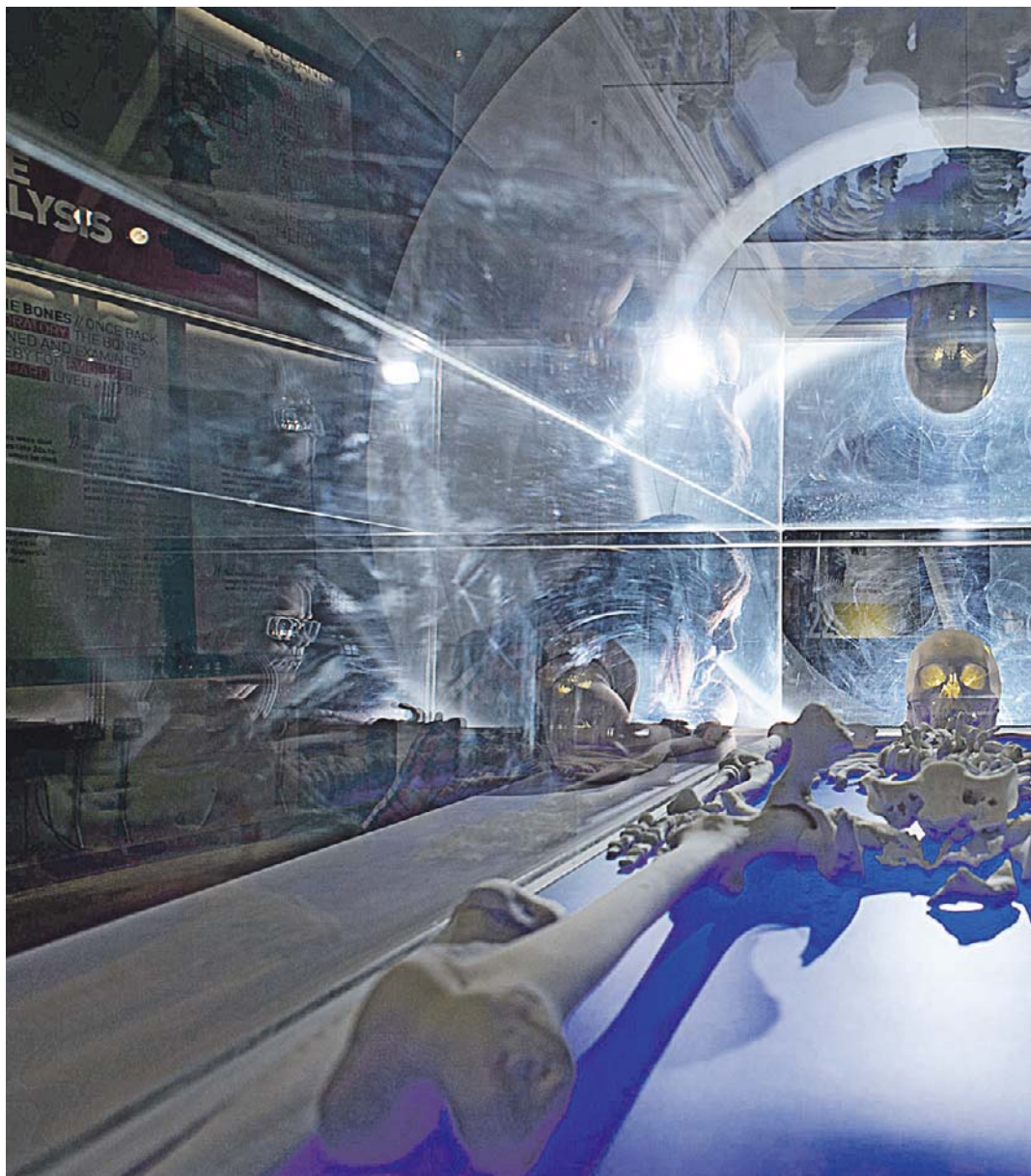
Dabei verbirgt sich dahinter durchaus Lesenswertes. Nämlich 500 Seiten voller utopisch anmutender, manchmal unglaublicher, oft provozierender Gedanken über die Zukunft der postkapitalistischen Gesellschaft. Einer Gesellschaft, deren Hauptproblem nicht mehr die Knappheit der allermeisten Güter, sondern ihr Überfluss ist. Das klingt erst mal paradisisch, ist aber auch erschreckend: Wenn es nämlich das meiste im Überfluss und umsonst gibt, könnte uns die Arbeit ausgehen.

Rifkin ist kein Denker für morgen, sondern für übermorgen. Viele seiner Zukunftsvisionen erscheinen derart fern, dass man leicht geneigt ist, sie als völlig abwegig abzutun. So beschreibt er eine Welt, in der hocheffiziente, intelligente Maschinen von regenerativen und dezentralen Energiequellen (Wasser, Sonne, Wind) über sogenannte „Smart Grids“ angetrieben werden. Die Automaten oder Roboter sind zugleich so gut miteinander vernetzt (Internet der Dinge), dass Arbeiter allenfalls noch gebraucht werden, um die Produktionsabläufe zu kontrollieren.

Diese ultraproductive Wirtschaftsweise drückt die Kosten (Ökonomen sprechen von Grenzkosten), die bei der Produktion zusätzlicher Güter und Dienstleistungen anfallen, gegen den Nullpunkt. Für unsere Ohren muss das wie eine Fantasy-Geschichte klingen. Leben wir doch in einer Welt mit mehr als sieben Milliarden Menschen, wo Nahrungsmittel, Wasser und Rohstoffe immer knapper und Energie - zumindest in Deutschland - immer teurer werden. Eine Welt, in der die Kluft zwischen jenen, die immer mehr haben, und den Habenichtsen immer größer wird.

Rifkin treibt seine Utopie auf die Spitze. Dennoch: Der US-Ökonom schreibt nur sehr konsequent jene technologischen Trends fort, die wir in den modernen westlichen Volkswirtschaften schon beobachten können. Konkrete Beispiele aus der heutigen Wirtschaft sollen das belegen.

So hätten digitale Technologien in der Medien- und Verlagsbranche bereits zu einem Überfluss nahezu kostenloser Informationen geführt. „Mehr als ein Drittel der Menschheit produziert seine eigenen Informationen auf relativ billigen Mobiltelefonen und Personal Computern und teilt sie über Video, Audio und Text zu Grenzkosten von nahezu null in einer kollaborativen, vernetzten Welt“, schreibt Rifkin. Er verschweigt dabei allerdings, dass die geteilten Informationen meist keine Eigenproduktion sind, sondern von Schriftstellern, Journalisten und anderen Inhalteanbietern erstellt und erst im Internet zu kostenloser Massenware werden. Hier vernebelt der technologische Überschlag des Autors seinen Blick auf die Realität.



Die Welt von übermorgen

Nächste Woche erscheint das neue Buch von Jeremy Rifkin auf Deutsch: utopische Gedanken über die postkapitalistische Gesellschaft. Keine leichte Kost - aber eine gewinnbringende Lektüre.



Jeremy Rifkin:
**Die Null-
Grenzkosten-
Gesellschaft**
Campus,
Frankfurt 2014,
320 Seiten,
24,99 Euro

Auch Bildung, so Rifkin weiter, könne mit Hilfe von Online-Massenseminaren zu verschwindend geringen Kosten angeboten werden. Die Technologie der 3-D-Drucker ermögliche es, eine steigende Zahl von Gütern zu Hause zu produzieren. Die Rolle von Produzenten und Konsumenten verschmelze immer mehr. Rifkin spricht deshalb von „Prosumenten“.

„Prosumenten“ nutzen heute schon die Onlineplattform Uber, um ihre privaten Fahrdienste zu vermarkten. Wer ein Zimmer frei hat, kann das weltweit über den Vermittlungsdienst Airbnb teilen. Die großen Automobilkonzerne stellen sich darauf ein, dass sie mit dem „Car-Sharing“ irgendwann einmal mehr Geld verdienen als mit dem Autoverkauf. Das Motto „teilen statt besitzen“ hat dem Musik-Onlineanbieter Spotify weltweit

schon mehr als 40 Millionen Nutzer (nicht Eigentümer!) beschert. Diese Marktnischen werden nach Voraussage Rifkins in wenigen Jahrzehnten jene kritische Größe erreichen, um gesamte Branchen mitsamt ihren Geschäftsmodellen umzuwälzen.

Dass der Autor dabei zugleich das Ende des Kapitalismus voraussagt, ist nur folgerichtig. Der technische Fortschritt ist der Motor der kapitalistischen Marktwirtschaft und treibt sie zu immer höheren Leistungen an. Am Ende schafft sich der Kapitalismus so selbst ab, glaubt der Amerikaner. Wenn die Grenzkosten gegen null gehen, schwinden die Gewinnmargen und somit auch die Profite. Das Eigentum, das ja ein Recht auf exklusive Kontrolle beinhaltet, verliert in einer Überflusgesellschaft seinen Sinn. Der Kapitalismus



Nachbildung des Skeletts von Richard III: Rekonstruktion aus dem 3-D-Drucker.

kann nach Meinung Rifkins nur in einer Wirtschaft funktionieren, in der die meisten Güter knapp sind. Für eine Welt im Überfluss sei er nicht geeignet. Rifkin schreibt hier seine Vision einer postkapitalistischen Gesellschaft fort, die er schon in seinen vorherigen Büchern (zum Beispiel „Die dritte industrielle Revolution“) entworfen hat.

Rifkin wäre nicht Rifkin, würde er die Lücke, die der bei ihm zum Untergang verdamnte Kapitalismus hinterlässt, nicht durch eine positive Vision füllen. Sein neues Paradigma ist ein Wirtschaftssystem, das er die „kollaborativen Commons“ nennt und das man mit einer genossenschaftlichen Gemeinwirtschaft vergleichen kann. Er knüpft dabei an Institutionen wie Gemeingüter oder Almende an, die es bereits vor dem Kapitalismus gab und die in Nischen heute immer noch existieren. Es geht um karitative Einrichtungen, Religionsgemeinschaften, Stiftungen, Genossenschaften, Erzeuger- und Verbrauchergemeinschaften. Gemeinsam sind ihnen die Selbstverwaltung, ein Non-Profit-Charakter und die Tatsache, dass sie eher für den Eigenbedarf als für den Markt produzieren. „Gegenwärtig wachsen in vielen Ländern aller Konti-

nente die sozialen Commons schneller als die Marktwirtschaft“, schreibt Rifkin. Er führt den Aufschwung darauf zurück, „dass wir zurzeit an einer globalen High-Tech-Plattform arbeiten, deren konstituierende Eigenschaften potenziell genau die Werte und Prinzipien optimieren, die diese uralten Institutionen beseelen“.

So schließt sich für Rifkin der Kreis: Die hochproduktive Überflusgesellschaft befreit uns von der materiellen Notwendigkeit der Lohnarbeit. Die Menschen können ein erfülltes Leben genießen, indem sie „soziales Kapital“ für die Gesellschaft bilden. Das klingt alles zu schön, um wahr zu sein – und ist es wohl auch. Dass die Geschichte selten so gradlinig verläuft, wie Rifkin es unterstellt, macht seine Utopie angreifbar. Der Amerikaner unterschätzt nicht nur das bislang grenzenlose Wachstum menschlicher Bedürfnisse, sondern auch die hohe Anpassungsfähigkeit des Kapitalismus, daraus immer neue profitable Geschäftsmodelle zu entwickeln.

Wertlos sind Rifkins Gedanken dennoch nicht, sonst wäre er nicht ein gefragter Redner in vielen Konzernzentralen. Dort sieht man ihn offenbar als eine Art Pfadfinder für die Zukunft. Aber auch wer nicht an den Untergang des Kapitalismus und das kommende Paradies einer Überflusgesellschaft glaubt, kann sein Buch mit Gewinn lesen. Zum Beispiel indem er Rifkin bei dessen akribischen Erkundungen der bahnbrechenden Technologien über die Jahrhunderte folgt oder aber seine „verschwiegene Geschichte des Kapitalismus“ nachliest. Leichte Kost ist das trotz der flotten Sprache alles nicht.

Jeremy Rifkin: Der Amerikaner ist Vordenker und Bestsellerautor.



WIRTSCHAFTSFÖRDERUNG

Luft nach oben

Wer sich daranmacht, ein solches Buch einfach nur durchzulesen, hat es von vornherein nicht verstanden. Die 738 Seiten sind ein gedrucktes Symposium mit interessanten Teilnehmern, Thesen, Fallbeispielen und Reflexionen. „Gastgeber“ sind neben Rasmus C. Beck die Universitätsprofessoren Rolf G. Heinze (Bochum) und Josef Schmidt (Tübingen). Es ist ihnen gelungen, zwischen zwei Buchdeckeln über vierzig Experten zu versammeln, mit unterschiedlichem Erfahrungshorizont, Blickwinkel und Temperament der Zugriffsweise. Sie alle teilen die Auffassung, dass der Markt zwar seine eigenen Gesetze hat, diese aber nicht allein von ihm gesetzt werden. Wirtschaftsförderung ist deshalb grundsätzlich sinnvoll, mehr noch: Sie gehört zu den elementaren Gemeinschaftsaufgaben des modernen Staates – nicht um ökonomische Entwicklungen politisch zu antizipieren und sie in die erwünschte Richtung zu manövrieren, wohl aber um einen dynamisch pulsierenden Rahmen zu schaffen, in dem sich produktive Ideen entfalten können. „Der Anfang ist immer schon die Hälfte.“ (Aristoteles)

Wie das am besten geht, ist Sache des öffentlichen Diskurses, und der sucht nach neuen Antworten auf alte Fragen. Die Formeln werden komplizierter. Neue Variablen sind zu integrieren, zum Beispiel der demografische Wandel, die Endlichkeit wichtiger Ressourcen, ein entfesselter Markt, der sich selbst kannibalisiert, der globale und digitale Urknall. Moderne Wirtschaftsförderung begnügt sich längst nicht mehr damit, hier eine Brache zu erschließen und dort günstiges Venture-Capital lockerzumachen. Zwar muss sie noch immer bürokratische Hindernisse und Milieuschäden beseitigen, neue Geschäftsideen wohlwollend kritisch validieren und Startchancen verbessern. Vor allem muss sie aber über sich selbst hinausdenken und sich politisch, soziologisch und ökonomisch neu begründen.

Die Beiträge des Buches verzichten

mehrheitlich auf theoretische Welterklärung. Lieber interessieren sie sich für konkrete Situationen und Problemstellungen. Man weiß schon viel, aber auch, wie viel mehr noch zu erkunden ist. Nicht nur Start-ups, auch bestehende Unternehmen haben Luft nach oben. Sie brauchen die Förderung ihrer Innovationspotenziale. Diese legitimiert ja dann auch die Forderung nach sozialer Verantwortung.

Diesen makroskopischen Ansatz hatte die Clusterpolitik der letzten 15 Jahre. Sie steht im Mittelpunkt und auf dem Prüfstand des Buches. Es schwenkt vom Konzept regionaler Clusterpolitik über Fallbeispiele und die Auswertung konkreter Erfahrungen (Region Hannover, Dresden und Ruhrgebiet) bis hin zur Clusterpolitik der Zukunft. Und nun weiß man: Sie ist kein Zaubermittel angelsächsischer Pillendreher, das immer und überall funktioniert. Ein vierter Teil befasst sich deshalb mit Lernzielen, die sich aus den erkannten Defiziten ergeben. Blühende Landschaften entstehen von heute auf morgen nur in politischen Sonntagsreden. In der Realität gelingen sie nur dort, wo die Einwurzelung in ein spezifisches Umfeld gelingt und die mitspielenden Faktoren (Mitbestimmung, Gewerkschaft, Medien) erkannt und berücksichtigt werden. Vor der internationalen muss die regionale

und interregionale Perspektive stimmen. Besonders wissensorientierte Branchen – und welche wäre das heute nicht? – brauchen einen gut definierten Standort. Dann mögen sie ihre „Wahrheit“ am einzigen Ort suchen, wo man sie finden kann, nämlich überall. Wirtschaftsförderung soll ermuntern und ermutigen. Sie trägt wesentlich zum Klima bei, in dem die Ökonomie der Zukunft gedeiht oder eben lahmt – besonders wichtig in einem Land, wo man laut Lichtenberg „früher lernt, die Nase zu rümpfen, als sie zu putzen“. 99 Euro sind ein stolzer Preis, aber kein Grund, das Buch in den Safe zu legen. Es gehört auf den Schreibtisch – in Griffweite.

Bodo Hombach



R. C. Beck, R. G. Heinze, J. Schmidt (Hg.): Zukunft der Wirtschaftsförderung
Nomos, Baden-Baden 2014, 738 S., 99 Euro

KRIMINALROMAN

Sprachlos in New York



S. Lewitscharoff: Killmoussky
Suhrkamp, Berlin 2014, 223 Seiten, 19,95 Euro

Er war noch niemals in New York, der soeben vorzeitig aus dem Amt geschiedene Münchener Kriminalhauptkommissar Richard Ellwanger. Jetzt staunt er am Fenster des Hotelzimmers am Central Park und versucht herauszufinden, ob ein trauernder Ehemann vielleicht der Mörder seiner begüterten Frau ist. Der Vater der Toten hat ihn engagiert. Der Detektiv-Job ist nicht einfach und nicht ungefährlich, dazu kommen noch eine verführerische Schwägerin des Witwers und so einige Mentalitätsunterschiede zwischen München und dem Big Apple. Sibylle Lewitscharoff, die Buchner-Preisträgerin, die vor kurzem einen Shitstorm entfesselte, als ihr eine Rede über künstliche Befruchtung und Leihmutterchaft entglitt, hat einen feinen, kleinen Kriminalroman geschrieben, der absolut empfehlenswert ist. Egal was sie gesagt hat: Kaum jemand hat eine so wunderbare Sprache wie sie. Killmoussky heißt übrigens die Katze von Inspector Barnaby, aber der kann höchstens besser Englisch als Ellwanger. Regina Krieger